

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

232 (4.10.1924) Wissenschaft und Bildung



# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 4. Oktober 1924

### Die völkerkundliche Sammlung der v. Portheim-Stiftung in Heidelberg

Herr Geh. Rat Prof. Dr. Goldschmidt in Heidelberg, der als Kristallologe in Fachkreisen bekannt ist und eine wertvolle Sammlung kristallinischer Schätze sein eigen nennt, hat der nach seiner Gemahlin, geb. von Portheim genannten Stiftung eine völkerkundliche Sammlung beigelegt. Sie ist im zweiten Stock des Hauses untergebracht, bis einmal weitere Räume eine bessere Sichtung der reichen Schätze ermöglichen. Im ersten Saal werden wir nach Japan geführt. Eine Fülle von Gegenständen aus der japanischen Inselwelt ist vor uns ausgebreitet, namentlich entzückende Spielsachen für Kinder, gebildet aus den einfachsten Materialien, wofür unsere Kindergärtnerinnen gewiß Interesse zeigen. Gegenstände des täglichen Gebrauchs, uns fesseln anmutend, wechseln ab mit kriegerischen Dingen. Als Vertreter der Reichsritterschaft dieser Gegend präsentiert sich hoch zu Ross in voller Panzerrüstung einer der gelben Strauch- und Raubritter. Der Fuchs als symbolisches Tier der Verschlagenheit verdient unsere Aufmerksamkeit.

Aus der Nachbarschaft Japans ist Korea durch einen General in Uniform vertreten. China fällt durch die Reichhaltigkeit seiner Kulturschätze auf, den Kompaß nicht zu vergessen, der den Chinesen schon vor 1000 Jahren den Weg zeigte, aber nicht auf ihren Seefahrten, sondern auf den Weisen im Innern des großen Reiches, namentlich durch die großen Wüsten. Sie haben die Magnetnadel auf den Südpol eingestellt. Die strenge Scheidung der einzelnen Beamtengruppen — nach unserer deutschen Ausdrucksweise — künden die auf langen Stangen thronenden Hoheitszeichen jeder Klasse an. Mit den Drachenfiguren ein seltsames Gemisch aller möglichen Zeichen.

Dem Mandchurien mit seinem zweihändigen Haarschneidern gewinnen wir besonderes Interesse ab. Noch mehr aber tritt das durch die Mount-Everestbesteigung so oft genannte Tibet in den Vordergrund mit seiner eigenartigen Gottesverehrung, seinem Kastenwesen und seiner gewaltigen Abgeschlossenheit. Was der Everest im Bild gezeigt hat, finden wir hier durch Gegenstände verkörpert: Die langen Tempeltrumpeten, die Tempelglocken, die Gebetsmühlen in allen Formen mit dem langen ausgezogenen Gebetsstreifen der sechs heiligen Silben om mani padme hum = O, das Rad ist in der Lotusblume. Reichhaltig ist die Göttersammlung und deren Abbildungen; auch die Antiquitäten, die Teufelsbilder, mit den frauenhaften Gesichtern. Das ganze Leben der Tibeter bewegt sich um ihre heilige Stadt und deren Heiligtum; darum ist der ganze Kult besonders reich ausgestattet, was uns die Sammlung vor Augen führt.

Auch in allen anderen Ländern spielt die Verehrung irgend einer Gottheit eine große Rolle. Leben und Gedeihen des Volksstammes hängt von dem guten und schlechten Willen des Gottes ab, und es ist erstaunlich, in welcher Weise die Phantasie der niederen Völker sich ihre Gottheit ausmalte. Aus ihrem eigenen Anschauungskreis nehmen sie ihre Ideale, selbst der fremde Herrscher des Landes wird nach irgend einer Photographie „vergöttert“, gemalt, geschnitten, bewundert, angebetet. Was die Völker selbst am nötigsten brauchen: die Nah-

rung durch Jagd und Fischfang, das glauben sie von ihrem Gott auch. Durch alle Länder zieht sich das wie ein roter Faden, sei es bei den Völkern der Südsee, des indischen Archipels oder der Eskimo vom hohen Norden.

Dabei entwickeln viele dieser Stämme eine sehr bewundernswürdige Kunst der Darstellung und in der Farbenverwendung. Diese bildliche Kunst hat sich namentlich der Eskimo zu eigen gemacht, der mittelst primitiver Werkzeuge die schönsten Szenen aus seinem Jagdleben zu Wasser und zu Land, im Kajak oder auf dem Renntierhäutchen in Renntiergeweihe eingräbt, klein in Darstellung, aber fein, zitiert in der Ausführung. Auch die Häuserverzierungen aus Holz in der Südsee sind hierin ein treffendes Beispiel. Wie plastisch wirken die glänzenden Muscheln in den Augenvertiefungen der zum Säuererschmuck verwendeten Gesichter!

Die Vielseitigkeit der Ornamente ist gleichfalls erstaunlich. Aus den Früchten erarbeiten sich die Stämme ihre Hausgeräte: Flaschenförmige, Kofosnüsse werden Wasserbehälter oder Wasserspeicher; alle aber aufs schönste verziert mit Ornamenten. Armringe aus Muscheln, von Neu-Südwalles stammend, tragen schöne Verzierungen, desgleichen ein Armreif aus Elfenbein, dessen Technik in der Schnitzkunst einem gelehrten Arbeiter alle Ehre machen würde. Und das sind doch lauter „wilde“ Völker ohne Werkzeuge.

Wer die Kopfbäse aus Alt-Peru betrachtet, freut sich der alten Kunst dieses untergegangenen Volksstammes; verschieden in Gestaltung und doch wieder auf die Form des Kopfes zurückkommend, tragen diese Geräte die mannigfaltigsten Bilder und Linienführungen. Eine alte Bronzekultur des Nigertals setzt uns in Erstaunen; von dort stammt auch eine reichhaltige Sammlung von Holzschmitten. Vom Kongo beherbergt das Haus eine reiche Vederfammlung aus Holz, und daß man aus Leder solch haltbare Gefäße herstellen kann, wie es die Quereis fertigt bringen, ist bei diesen auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern kaum glaubhaft. Die Schwerterfammlung aus Sumatra ist einzig. Von der einfachsten Art, aus Holz gebildet, mit den einfachsten Anfängen einer Verzierungskunst, hängen sie da bis zur feinsten Stahl Klinge mit der prachtvoll verzierten Scheide und dem kunstvoll gearbeiteten Griff.

Die Not, der Kampf mit den wilden Tieren, die Abwehr der Feinde hat die Völker schon in den allerältesten Zeiten zur Herstellung von Waffen getrieben: Dauerhafte Steinärte mit Holzgriffen, fest mit Sehnen verknüpft, scharf Neuseeland und Mexiko, den Numerangs Neu-Südwalles, Kriegskamas die Südeis, Pfahlbauten stammen auch dorthin, Wurfspeere aller Art kommen von allen Gegenden, ein Pulverrohr zum Verändern leichter vergifteter Pfeile von Bornen, die Batafengeborenen fanden eine reiche Speerfammlung u. a. m.

In das Volks- und Straßenleben Japans führen uns Gruppen verschiedenen Volkes ein: Lastträger ziehen vorüber, Schauspieler zeigen ihre Künste, Tänzerinnen finden viel Beifall. Ein Wajangpuppenspiel mit hübschen in Scharnieren beweglichen Figuren, darunter solche mit Gold und herrlichen Farben bemalt, dürfte manchen Liebhaber finden. Schöne Bilder mit auffallend reichem Farbdruck sind das Entzücken der Jugend. Ein Klöppelspiel aus verschiedenen langen, dünnen und dickeren Bambusröhren, harmonisch abgestimmt, gibt ein angenehmes Geläute. Musikinstrumente aller Art, von dem

eintönigen vibrierenden Flechtstreifen an bis zur Saitenbespannten Mandoline, geben uns einen Einblick in das „musikalische Leben“ der Völker.

Besonders wertvoll werden die Sammlungen durch die privaten Zugaben zweier Herren, die im Dienste des Reiches in Kamerun und Ostafrika standen und von dorthin reiche Schätze an Waffen, Geräten, Schmuck, Götterbildnissen, Jagdbeute (Löwenhädel) und Erzeugnissen des Kunstgewerbes, wenn man die einfache Betätigung des Wilden so nennen darf, beigelegt haben. Es ist nicht möglich, alle die großen und kleinen Gegenstände einzeln aufzuzählen. Alles zu betrachten, erfordert Stunden. Aber die ganze Welt der Völker zieht hier an uns vorüber: herrliche Gestalten der Papuas und Neges, die in Lebensgröße vorhanden sind, Eskimos, Lappländer, Tibeter, Indianer und die vielen anderen alle. Ihre Kleidung interessiert uns, ihre Waffen, die sie zur Eringung von Nahrung und zur Behauptung des eigenen Lebens nötig haben; wir erfahren von der Verehrung eines höheren Wesens und sehen die Gottheit plastisch vor uns. Durch diese Erzeugnisse wird der Trieb für Kunst in den Wilden wach, der sich in der Ausschmückung der Haushaltungsgeräte äußert, in der Zeichnung der Waffen, und einen interessanten Einblick in die Welt der Phantasie dieser fremden Stämme gibt. Untergegangene Kulturvölker werden wieder wach; ihre alte Kultur ist durch Ausgrabungen zu Ehren gekommen.

Eine bloße Schaustellung ist die völkerkundliche Sammlung nicht. Das sagt auch der Name der Stiftung „Josephine und Eduard v. Portheimstiftung für Wissenschaft und Kunst.“ Dem ethnographischen Sammel-eifer liegt eine tiefere Bedeutung zu Grunde. Deshalb sind die fremden Schätze auch nicht ohne weiteres der Allgemeinheit zugänglich. Doch wird allen Kreisen, die ein Interesse für Völkerkunde besitzen, der Besuch der Sammlungen gerne gewährt. Eine vorherige Anmeldung bei der Verwaltung der v. Portheimstiftung, Hauptstraße 235 (ehemaliges Palais Prinz Weimar) ist aber unerlässlich, da eine Führung und Erklärung durch die reiche Welt der Schätze notwendig fällt. W. E.

### Eine neue Abstammungslehre

Von Dr. S. Schulte-Narving.

Es hat den Anhängern Darwins zu allen Zeit viel Mühe gemacht, zu erklären, auf welche Weise die Larvenstadien der Tiere zustande kamen. Wie entstand die Raupe des Schmetterlings? Warum durchlaufen die Heuschrecken eine mehrfache Verwandlung? Warum kriechen die jungen Krebse das eine Mal fertig aus dem Ei, während sie das andere Mal als sog. Naupliusform dem Ei ent schlüpfend und eine Reihe von Verwandlungen durchmachen. Es gibt nur wenig höhere Krebse, die in der Naupliusform das Ei verlassen. Aber auch unter den höchst entwickelten befinden sich solche. Es gibt auch sehr nahe verwandte Arten, von denen die eine fertig aus dem Ei schlüpft, die andere eine ganze Reihe von Larvenformen durchläuft. So z. B. hat eine brasilianische Carmelenart, die den höchsten Ordnungen der Krebse angehört, eine ganze Reihe von Larvenformen. Sie ent schlüpft als Nauplius dem Ei, und lebt als selbständige freischwimmende Larve, wobei sie eine ganze Reihe von Verwandlungen durchmacht. Ein naher Verwandter von ihr, der Flusskrebse, macht dagegen diese ganze Entwicklung

### Zur Thomafeier 1924

Festrede von Prof. Ernst Würtenberger gehalten beim Festakt am 2. Oktober in der Badischen Kunsthalle zu Karlsruhe.

„Das Urmaß aller Dinge ruht in Händen nicht, die endlich sind, es liegt verwahrt in Schatzgewölben, die kein vergänglich Auge schaut, Wir führen Wage, Stab und Uhr, und was wir wägen, schwindet hin; Darum mit ehrerbiet'ger Scheu Gebrauchen wir das Maß der Zeit und rufen hoher Jahre Zahl mit Weißheften an.“

Sie haben sich heute hier zusammengefunden, um den 85. Geburtstag von Hans Thoma zu feiern. Ehrfurcht und Dank erfüllen uns beim Anblick dieses gesegneten Lebens, dieses gesegneten Schaffens. Seit Jahrzehnten steht sein Werk hochzugetragen und festgegründet; Seine Persönlichkeit hat sich ausgewirkt in den mannigfaltigsten Ausstrahlungen, und seines Wirkens ist kein Ende abzusehen, wird kein Ende sein. Ja, wenn die Gebilde seiner Hand längst zu Staub zerfallen sind; der Hauch seines Geistes wird nicht verwehen, nicht untergehen. Denn dieser ist nicht an den irdischen Stoff gebunden. Erzählt nicht die Geschichte die Sage noch mehr als zweitausend Jahren von dem ruhmreichen Apelles, dessen Werke längst die Zeit verschlungen.

Sie alle tragen ein Bild des seltenen Mannes, den wir heute feiern, in sich. In Ihren Herzen strahlt ein Abbild seiner Kunst. Doch wenn Sie sich fragen „wer ist Hans Thoma?“ oder wenn Sie mich danach fragten, so wissen wir nicht leicht die Antwort. Denn Hans Thoma ist sehr Vieles, wenn nicht Alles. Vor Allem: Er ist immer wieder anders. Er gleicht dem altherwürdigen Buche, in dem wir unser Leben lang lesen können, und das wir doch nie ausgelesen haben. Wir lesen heute unsere Lust, unsern Trost darin und morgen unser Leid und unsere Trauer; Immer ist es eingestellt auf den Taktschlag unseres Herzens. Und es steht immer noch mehr darin, als wir herauslesen können; denn so ist dies Buch. Und so ist auch die Kunst von Hans Thoma.

Wenn ich mich dennoch unterfangen sollte, zu sagen, wer Hans Thoma ist, so müßte ich schon zur Hyperbel greifen — Sie kennen alle jene Kunstform der Übertreibung, die nötig ist, wenn man wahr sein soll. — Wie der Maler, wenn er das Licht darstellen will, die Farben greller mischen muß, als die Natur sie zeigt, um nur das Geringste vom Lichte einzufangen — denn Farben sind nicht Licht —, so greift man zur Hyperbel des Wortes, um dem Unausprechlichen, dem Rätselvollen Ausdruck zu geben. Ich könnte also sagen: Hans Thoma: Das ist die Wolke, die weiße Sommerwolke, die durch den Äther segelt. Hans Thoma: Das ist der dunkle Bergsee, ja, das Gebirge, der ewige Schnee, der sich in dessen Wassern spiegelt. Hans Thoma: das ist ein moogendes Auenfeld, er ist die herbliche Trift mit den buntgesteckten Kindern und Kühen, er ist der Schnitter im Sonnenbrand, der bedäch-

tige Sämann; Er ist der Sturmwind, der in den Bäumen rauscht und wühlt, das schwarze Gewitter, der grelle Blitz; Hans Thoma: Das ist Dämmerung und dunstblaue tiefgeheimnisvolle Nacht; Er ist der Bergbach, der Rheinstrom, ja das unermessliche weite Meer. Wenn ich so spräche, so könnten Sie mir nicht einmal widersprechen. Denn als Sie auf jener Bergeshöhe standen und sie blühten hinunter in das Tal und sie sahen die Wolke wandern und den Fluß, sagten Sie da nicht selbst: „Er, sieh' doch: Hans Thoma, hundertmal kam Ihnen so sein Name schon auf die Lippen. Aber hundertmal wußten Sie gar nicht, daß Hans Thoma hinter Ihnen stand und flüsterte: „Sieh' dort, wie schön.“

Ich könnte mit meiner Hyperbel noch kühner werden und ich würde dennoch mir die Wahrheit sagen: Hans Thoma ist etwas von jener Nacht eigen, die das alte Testament dem sagenhaften Josue zuschreibt, der dem Laufe der Sonne Einhalt gebot, der die Sonne stille stehen ließ. Denn Hans Thoma redet die Hand aus und die Zeit steht still fällt in seinen Paradiesgarten je der Meiß, der Winterfroßt, deckt jemals Schnee diese dunkelgrünen Matten? Entblättern sich dort die Bäume? Nein, die Zeit steht wirklich still in diesem Wundergarten. Seine Kinder altern nicht, die Jünglinge, die mit dem Bogen schießen, die blumengeschmückten Mädchen werden nicht Männer, nicht Frauen, nicht Greise. Ja, diese sterben nicht. So groß ist die Macht dieser Kunst. Nun könnten Sie mir sagen, diese Macht sei nicht nur der Kunst von Hans Thoma eigen, es sei das Vorrecht jeder großen Kunst, den Zufall zu bannen, dem flüchtigen Augenblick Dauer zu geben und das Vergäng-



im Ei durch und tritt zugleich als fertiger Krebs an die Öffentlichkeit. Man fragt sich auch, ob die Raupe, die Made, der Raupplius usw. jemals in einem fortpflanzungsfähigen Zustand gelebt haben. Oder waren sie immer nur sterile Zwischenstufen?

Wenn wir nun die Individuen der Termitenstaaten betrachten, so bemerken wir, daß hier ähnliche Verwandlungen vor sich gehen, wie bei den abenerwähnten Tieren. Wir haben im Termitenstaate Larven, aus denen die geflügelten Geschlechtsstiere heranwachsen und solche, aus denen die Arbeiter entstehen. Eine Larve, die zum Arbeiter wird, ändert dabei ihr Aussehen kaum. Sie häutet sich viermal und wird immer größer, aber sie behält die Larvenform bei. Sie macht es so wie die Raupen der Schmetterlinge, die auch häuten und wachsen, aber die Form beibehalten. Zwischen einer jungen Raupe und einer ausgewachsenen Arbeiter weiser kein Unterschied, als daß die eine sehr groß ist und die andere sehr klein. So auch besteht zwischen einer jungen Larve der Termiten und einem ausgewachsenen Arbeiter weiser kein Unterschied, als höchstens noch der, daß die Fühler des ausgewachsenen Arbeiters um einige Glieder zunehmen.

Wenn wir im Gegensatz zu diesen Arbeitern die Königstiere des Termitenstaates betrachten, so sehen wir einen sehr großen Unterschied zu der Larve, aus der sie entstehen. Nur als ganz junge Larve sind sie der Arbeiterform gleich. Während der Häutungen aber verändern sie sich immer mehr. Vor allem erhalten sie Flügel. Sie nehmen die Form des fertigen Tieres an. Sie verlieren das larvenmäßige, das wir bei den jungen Königstieren beobachten können und das der Arbeiter niemals verliert. Der Arbeiter behält sein Leben lang die Larvenform bei, während das Königstier den Typus des fertigen Tieres annimmt.

Aus dem Ei der gleichen Eltern wird also im Staate einmal die Larvenform erzeugt, das andere Mal das fertige Tier. Der Abstand, der zwischen Larve und fertigem Tier besteht, muß also durch die staatliche Entwicklung und Arbeitsteilung hervorgerufen sein. Das larvenmäßige Aussehen des Termitenarbeiters fiel nun auch schon manchen Tierstaatenforschern auf, aber es kam niemand auf den Gedanken, daß die staatliche Entwicklung den Abstand geschaffen hat, der zwischen Larve und fertigem Tier besteht.

Die staatliche Entwicklung bringt den Arbeiter hervor, den wir sowohl bei den Ameisen und Bienen als auch bei den Menschen vorfinden. Während aber der menschliche Arbeiter von den übrigen Menschen in keiner Weise verschieden ist, sehen wir bei den Ameisen bereits einen Unterschied auftreten. Die Ameisenarbeiterin beteiligt sich gar nicht, oder doch kaum an der Fortpflanzung. Sie hat in dieser Hinsicht schon die Gephylogenheit der Larve angenommen, die sich ja auch vom fertigen Tier vor allem dadurch unterscheidet, daß sie nicht zu zeugen vermag. Die Arbeiter beherrschen zwar die Tierstaaten, aber die Zeugung überlassen sie einer von ihnen verschiedenen staatlichen Tierform, den sog. Königstieren. Die Ameisen bringen geflügelte Männchen und Weibchen hervor, welche die Fortpflanzung besorgen. Sie nehmen in ihren Staat sog. Königinnen auf, welche die Nachkommen für den ganzen Staat hervorbringen.

Kommt nun aber eine solche Königin zu Schaden, so können die Ameisen (wenigstens gewisse Ameisenarten) aus einer Arbeiterin eine Königin machen. Die Termiten verstehen es noch viel besser, aus Nichtzeugern Zeuger zu machen. Sie halten in ihren Staaten eine ganze Menge von Ersatzköniginnen und Königigen bereit, die aber erst zu Königstieren umgeformt werden, wenn es nötig ist. Auch andere Arten von Nichtzeugern können die Termiten zu Königstieren umformen, so z. B. ihre Soldaten.

Die oermogen des Soldaten zu Königen und Königinnen zu ernennen.

In jedem Falle vermag der Termitenstaat aus jeder freilebenden jungen Arbeiterlarve eine Königin zu machen. Er vermag aus der Arbeiterform die Königstierform zu züchten. Wenn der Termitenstaat in Zerfall geraten sollte, so könnten die Arbeiterformen also weiterleben. Denn sie vermögen aus nicht zeugenden larvenähnlichen Wesen zu fertigen zeugenden Tieren zu werden. Auf diese Weise aber ist ihr Fortbestand gesichert. Die larvenähnlichen Arbeiter werden zu Zeugern, sie treten als Larven der Zeuger in außerstaatliche Verhältnisse wieder ein. Dieses aber ist der Weg, den die Stammesgeschichtliche Entwicklung zu gehen scheint. Wenn das neue Tier, das Imago, sich allmählich fertig gebildet hat, löst die Entwicklung den Staat auf, und nun sehen wir den Arbeiter des einstigen Staates als Larve vor uns, das Königstier als fertiges Tier. Demzufolge müssen wir die Raupen der Schmetterlinge auch als die einstigen Arbeiter von Staaten auffassen, deren geflügelte Geschlechtsstiere die Schmetterlinge waren. Die Engerlinge des Maulfäfers müssen wir ebenso als die nichtzeugenden Arbeiter von Staaten auffassen, die als Königstiere die Maulfäher heransbildeten.

Doch nicht immer ist die Umformung möglich. Nicht immer kann der Arbeiter des Staates in ein Königstier umgewandelt werden. So sehen wir z. B. bei den Bienen einen Staat vor uns, der es nicht vermag, aus einem Arbeiter ein Königstier zu machen. Wohl aber vermag er aus dem nicht frei lebenden Embryo der Arbeitsbiene eine Königin zu machen. Er vermag um einen Arbeiterembryo eine Königszelle zu bauen und aus dem Arbeiterembryo durch Zuführung geeigneter Nahrung eine Königin zu formen. Nicht aber kann hier ein fertiger Nichtzeuger, der bereits freilebt, noch umgeformt werden. Was soll nun aber aus diesen Arbeitern werden, wenn der Staat sich auflöst. Offenbar müssen sie aussterben, denn sie können ja nur durch die Königstiere sich fortpflanzen. Wenn sie sich zu Königstieren umformen könnten, würden sie auch durch sie weiterleben, sowie ja auch die Raupe weiterlebt, weil sie sich in einen zeugenden Schmetterling umzuwandeln vermag. Der Engerling lebt weiter, weil er sich zum Maulfäher machen kann. Wenn ein Nichtzeuger diese Umformung nicht vorzunehmen vermag, so stirbt er naturgemäß aus, während der Staat sich auflöst. Da aber die Umformung jetzt am Embryo vorgenommen wird, so durchläuft jetzt die embryonale Entwicklung die Form der einstigen Arbeitertiere.

Jetzt auch können wir erklären, warum das eine Mal der Krebs fertig aus dem Ei schlüpft, das andere Mal eine Reihe von Larvenstadien durchläuft. Das eine Mal ist die Umformung vom Arbeiter zum Königstier am Embryo vorgenommen worden, das andere Mal am Arbeiter selber. Das eine Mal ist die Umformung vor sich gegangen, wie bei den Termiten. Das andere Mal wie bei den Bienen. Wenn die freilebenden Arbeiter nicht zu Königstieren gemacht werden, so entsteht in der embryonalen Entwicklung eine Veränderung. Man ist heute der Meinung, daß die embryonale Entwicklung die stammesgeschichtliche Entwicklung des Tieres wiederholt. Wir sehen jetzt vor uns, auf welche Weise diese Wiederholung zustande kommt. Die stammesgeschichtliche Entwicklung durchläuft die Arbeiterformen einstiger Staatentiere.

Zur weiteren Orientierung möchten wir auf unsere kleine Schrift: Die soziologische Abstammungslehre, Georg Thieme, Leipzig, verweisen, da im Rahmen eines kürzeren Aufsatzes naturgemäß eine Hypothese, wie die vorstehende, nur andeutungsweise vorgetragen werden kann.

## Bücheranzeigen

**Erinnerungen an Marie-Antoinette von Frau von Campan.** Deutsche Ausgabe besorgt von Hilgart Vielhaber. (Mit 24 Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen und Gemälden. Preis gebunden 6 Mk. — Verlag Julius Hoffmann-Stuttgart.) — Von jeher hat Marie-Antoinette leidenschaftliche Verehrer ihrer Anmut, warme Verteidiger ihrer Unschuld und heftige Gegner ihrer Lebensführung gehabt. Die Geschichtsschreiber ihrer Zeit mühten naturgemäß das sorglose, genussfrohe Dasein der Königin und ihre unglücklichen Eingriffe in die Regierung zu den Hauptursachen der großen Katastrophe zu zählen. Heute denken wir, daß auch Marie-Antoinette in gewissem Sinne schuldlos-schuldig nur ein Werkzeug des Schicksals gewesen ist. Ihre historische Persönlichkeit interessiert uns darum weit weniger, als die psychologische, die wir nirgends besser kennen lernen können, als gerade bei Frau Campan, ihrer intimen Hofdame. Dabei ist Frau Campan in ihren Memoiren keine blinde Anbeterin; schonungslos erzählt sie, was den Zeitgenossen genugsam Grund zu Schmähungen und Aufreißer gab. Aber klar wie aus feiner anderer Schrift geht hier hervor, daß Marie-Antoinette so werden mußte, wie sie wurde, ihrem Volke zum Unheil und sich selbst zum Verderben.

**Hans von Heintz: Robespierre. Studien zur Psychologie des Machttriebes.** (Mit 12 Abbildungen. Gebunden 6 Mk. — Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) — War Robespierre, dieser kleine Adokat, der in dem blutigen Drama der Revolution eine der größten Rollen spielte, ein Verbrecher, ein Geisteskranker oder ein ehrlicher Fanatiker, der seine Ideale auch über Leichen hinweg zu verwirklichen suchte? Viele Bücher sind geschrieben worden, um dieses psychologische Rätsel zu lösen, doch ist wohl keines in so scharfsinniger Weise und mit so unerbittlicher Logik an die Aufgabe herangetreten, wie das neue Buch des Münchener Kriminal-Psychologen Hans von Heintz. Allen Quellen hat der Verfasser nachgespürt. Das Ergebnis seiner Untersuchungen ist ein Charakterbild des Volkstribunen von unvergleichlicher Lebendigkeit und Plastik. Wir verfolgen sein Leben von frühesten Jugend an, beobachten seinen Aufstieg zum Führer der Revolution, zum Diktator, der davon träumte, die Macht an sich zu reißen und auf den Trümmern des Königtums seine eigene Herrschaft zu errichten. Schon konnte er glauben, das Ziel seines eheligen Strebens erreicht zu haben, als es seinen Gegnern und Nebenbuhlern gelang, einen vernichtenden Schlag zu führen und ihn von seiner stolzen Höhe herabzuführen. Ein Selbstmordversuch mißglückte, und ihn ereilte das Schicksal, das er so vielen Anderen bereitet hatte. Er büßte seine Untaten am 10. Thermidor 1794 auf dem Schafot, und das Schreckensregiment der Revolution war damit zu Ende.

**Die neuen Ringe.** Von Alfons Paquet. Reden und Aufsätze zur deutschen Gegenwart. (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) — Wie oft hat man der Jugendbewegung ihre Inhaftigkeit vorgeworfen. In diesem Buche, das an die letzte, bedeutsame Zusammenkunft auf dem Hohen Meißner anknüpft, ist etwas ausgedrückt von dem Lebendigen, fahrbaren Inhalt der deutschen Jugendbewegung, der sie mit der Jugend der ganzen Welt verbindet. Es gibt einen Blick in das innere Deutschland nach dem Erlebnis eines erschütternden Jahres, eines Blick in jenes suchende Deutschland, das nicht aus dem wiederholten Anruf der roten Gewalt, sondern vom Geiste her nach der Gestalt einer neuen Wirklichkeit ringt.

**Naturwissenschaft — Weltanschauung — Religion.** Bausteine für eine natürliche Grundlegung des Gottesglaubens. Von Dr. Dr. med. Dr. phil. Johannes Reinte, Professor an der Universität Kiel. 80 (Freiburg i. Br., Verber.) — Im vorliegenden Buche proklamiert der Verfasser das Recht, die aller Naturforschung zugrunde liegenden Methoden der Induktion und des Analogieschlusses anzuwenden auf den Bau einer Brücke auf der physischen in die metaphysische Sphäre, und es gelangt ihm der Nachweis, daß nur die ideelle Weltanschauung den Schlüssel enthält zum Verständnis der Wunder der Natur. Wenn sich der Verfasser in einer dem eigentlichen Text vorausgeschickten Ansprache unmittelbar an die deutsche Jugend und die deutsche Arbeiterschaft wendet, so geschah dies aus der Überzeugung heraus, daß durch atheistische Schriften wie Haedels „Weltträtsel“ und „Lebenswunder“, die auf einer völligen Mißbeurteilung der Naturerscheinungen beruhen, gerade unter die deutsche Arbeiterschaft unfaßliches Unheil und Verwirrung ausgebreitet worden sind. Nur durch Rückkehr der „Masse“ zum Gottesglauben wird dieser geistigen und moralischen Verwüstung Einhalt zu tun sein.

liche zum ewigen Gleichnis zu erheben. Aber ich frage, wo erleben Sie dies denn sonst? Wo ist heute eine Kunst, die mit diesem Jauberstabe an die Dinge rühren kann. Ich kenne nur die eine:

### Die Kunst Hans Thomass.

Seine Kunst hat uns Alle reich gemacht; sie hat der Welt das Meid der Schönheit überwunden, an dem wir weiter wehen können. Es ist, als ob Thoma zu uns spräche: „Du, Bruder, nimm' mein Auge, da siehst Du Alles schöner.“ Doch so zu sprechen, wäre nicht thomahast. Er selbst glaubt nicht, daß er ein besonderes, ein besseres Auge habe. Er hat nur seine Augen gebraucht, wie sie Gott, der Herr ihm gab. „Ich stand im Dienst des Aug's, des Licht's der Farben, ich sah, daß diese stets mir neue Lebensfreud' erwarben, ich schau' ihr buntes Wechseln, das mir wohl behagte; Ich war voll Jägerlust, als ich nach ihnen jagte.“ Das sind seine eigenen Worte. Hans Thoma konnte der Jägerlust seiner Augen vertrauen, sie empfanden die Schönheit nah und fern, ja sie rissen sie noch aus jedem Schlupfwinkel heraus.

Wir denken an Hans Thoma, wenn Lynxus, der Türmer in tiefer Nacht auf der Schloßwarte singt:

„Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt  
Dem Turme geschworen, gefällt mir die Welt.  
Ich blid' in die Ferne, Ich seh' in der Näh'  
Den Mond und die Sterne, den Wald und das Reh,  
So seh' ich in allen die ewige Tier  
Und wie mir's gefallen, gefall' ich auch mir.  
Ihr glücklichen Augen, was je ihr sehn,  
Es sei wie es wolle, Es war doch so schön.“

Und wie mir's gefallen gefall' ich auch mir.“ Was soll das heißen? Meint nicht der Dichter damit, daß nur der, der mit sich selbst im Einklang steht, den Einklang der Harmonie der Welt begreifen kann. Diese innere Harmonie lag dem Wesen von Hans Thoma zu tiefst zugrunde; und darum ist er der große Künstler! Doch es hieße, das Wesen des Künstlers, der Kunst, verkennen, wenn ich nicht des Kampfes Erwähnung tun wollte, wenn es gilt, diese innere Harmonie

der Innre der äußeren Welt entgegenzusetzen. Dieser Kampf blieb auch Hans Thoma nicht erspart. Neben seiner Kunst lag immer das Schwert. Jeden Tag hieb er durch das Dickicht der Not, der Verkennung, Widersärtiges aller Art den Pfad zu seiner Welt, zu seiner Kunst. Jeden Morgen mußte er neu sich gürten, daß der Tag, der Lärm des Marktes, ihm seinen Traum nicht raube. Daß er diesen Morgenraum bewahren konnte, daß er dem Jugendglauben an das Gute und Schöne in der Welt, Treue hielt, das ist das Größte in ihm. Denn ohne diese Treue, ohne diesen Traum wäre sein Werk nie entstanden.

Und unser Dank für dieses sei das Gelöbniß, gleich ihm, dem Glauben an Etwas, was jenseits des Alltags liegt, Treue zu halten; daß wir die Kraft des Geistes anerkennen, denn nur an dieser werden wir gemessen, wird ein Volk gemessen, daß der niedere Sinn des Felladen uns nicht betöre, der uns glauben machen will, die Notdurft des Leibes, das Behagen sei das höchste Gesetz des Menschen. — Wenn Hans Thoma so gedacht hätte, so stünden wir heute nicht hier —! daß unser Jugendglauben sich nicht pervertiere zu Ironie, Spott und Hofen, daß unser Blut sich nicht entmische zu Kleinheit und Gleichgültigkeit, dies sei das Gelöbniß, das wir dem Kranze unserer Wünsche, die wir dem fünfundachtzigjährigen Meister heute darbringen, als leuchtendste Farbe beibinden.

Dies sei unser Dank und unsere Ehrung.

### Veredlung der Handarbeit

Zu Beginn ihres Jubiläums-Jahrganges bringt die von Doctat Dr. Alexander Koch-Darmstadt herausgegebene, in allen Kreisen kunstliebender Frauen so hoch geschätzte Kunstzeitschrift „Stidereien und Spitzen“ ein überaus schönes und vielseitiges, reich illustriertes Oktober-Eröffnungs-Heft heraus, aus dem ersichtlich wird, welche führende Stellung diese einzigartige Spezialzeitschrift zur Hebung und Veredlung der Frauen-Handarbeit in Europa sich erworben hat. Wenn heute die Frauen-Handarbeit in Mitteleuropa wieder ein hohes künstlerisches Niveau erreicht, wenn die Freude am Werk und an der Herstellung hochwertiger Spitzen und Stidereien sich

stark ausgebreitet hat, so darf die Mundschau „Stidereien und Spitzen“ insofern ihrer unablässigen und unerwüßlichen Werbe-Arbeit einen großen Teil des Verdienstes um diesen Aufschwung für sich in Anspruch nehmen. „Durch Treue der Arbeit“, bemerkt der Herausgeber in der Einführung des Heftes, „und durch Hochhaltung des höchsten Qualitäts-Anspruches dienen wir jenem höchsten Zwecke am besten, der uns allen vor Augen stehen muß: der Gesamtkultur des Volkes und insbesondere der Kultur des schönen, künstlerisch gestalteten Heims, an der auch unsere neu belebte Stiderei- und Spitzenkunst ihren großen Anteil hat.“ Eine große Anzahl von anerkennenden Zuschriften und Urteilen bezeugen die außerordentliche Wertschätzung, die diese „Blätter für kunstliebende Frauen“ in allen Weltteilen finden.

Eine kurze Aufzählung alles dessen, was hier in mustergetreuen, großen Abbildungen, farbigen und Sepiatonbellagen, sowie anregenden Textbeiträgen geboten wird, mag erklären warum diese Zeitschrift in der Frauenwelt so überaus beliebt ist. Da sind vornehmlich, neuzeitliche Reisen in Wall- und Seidentiderei von Gläse Müller und Maria Mäzler. Entzückende Weiffidereien, Spitzenvorhänge, Spitzendecken, Seidentiderei, Toiletten-Tisch-Garnituren, Polster usw. von Marianne Theiner. Überaus feine Küffidereien von Tilla Koch und Das. Reihe 4. Disziplinierte, rhythmisch vorbildlich gegliederte neue Durchbruch-Decken und Spitzen von Fini Starica. Ein Zeitkleid und eine Sportjacke von Christa Ehrlich. Ein Morgenkleid, ein Kinderkleid; reizvolle Motive für Ausschnitt-Stiderei und eine lustige Dede von Maria Krauß, elegante Kreuzstichboxen von P. S. Pöbner und vieles andere. Dazu viele Muster in natürlicher Größe.

Aus den geistvollen und lehrreichen Vorträgen hervorgehender Mitarbeiter seien erwähnt „Tätige Lebendigkeit“, „Reiz der Handarbeit“, „Die Freundin, die Nadel“, „Ornament und Technik“, „Von Sinn des Entwurfes“, „Kurze und lange Stiche“, „Philosophie der Kleidung“, „Schaffende Frauen“, „Stiderei und Weberei“, „Nadelsprache“, „Ein kleines Künstlerheim“, „Durchbrucharbeiten“, „Handarbeiten“, „Mode und Zeigemaß“, und viele vorzügliche, sachlich interessierende Mitteilungen.

Wir empfehlen die schöne und bedeutsame Zeitschrift aufs Beste. Sie ist ein Dokument deutscher Kultur, und wir haben Anlaß, darauf Stolz zu sein.